

Es ist fast auf den Tag genau ein Jahr vergangen, seit Andreas Geisel (SPD) als eben frisch ins Amt berufener Berliner Senator für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen bekanntgab: Petra Kahlfeldt wird neue Senatsbaudirektorin. Empörung bei allen, die in dieser Personalie so gar keine Entscheidung zugunsten einer zukunfts-zugewandten Planungskultur sehen konnten. Wir erinnern uns: Es gab offene Briefe. Es gab Protest in den Feuilletons. Es gab Zustimmung in anderen Feuilletons. Im Interview, das die Bauwelt im Februar mit Petra Kahlfeldt führte (Bauwelt 5), versuchten wir herauszufinden, welche Schwerpunkte sie in den kommenden fünf Jahren zu setzen gedenke, welche Projekte ihr besonders drängend seien. Wir sprachen über eine Berliner IBA (am besten zusammen mit dem Nachbarn Brandenburg), über die Wiedererweckung des ICC, über Verdichtung, über die Frage, wie man Mischung auch in den Quartieren am Rande Berlins erreichen könne. Und natürlich sprachen wir über die Europäische Stadt. „Das Bekenntnis zur Europäischen Stadt ist die Ebene, auf der man sich in Berlin immer getroffen hat“, sagte Kahlfeldt. Und das wollte man irgendwie auch als Ausdruck einer Möglichkeit verstehen, dass es den gegnerischen Lagern in der Architektenschaft doch gelingen könne, gemeinsam an der Zukunft der Stadt zu arbeiten.

Natürlich können sich im Leitbild der Europäischen Stadt viele wiederfinden. Der Begriff ist eben herrlich unpräzise. So offenbarte sich im Laufe des Jahres, was im Grunde schon jeder wusste: Es gibt auf der einen Seite diejenigen, die unter Europäischer Stadt die Verwirklichung grundsätzlicher Prinzipien einer sozialen, funktionalen und atmosphärischen Mischung verstehen – auf der anderen Seite jene, die damit eher gestalterische Aspekte von Stadt bezeichnen, mitunter auch solche der traditionelleren Art. Und beide Auffassungen trennt ein unüberwindbarer Abgrund. Längst diskutiert in Berlin niemand mehr über das Thema für eine IBA oder über die erbarmungswürdige Qualität des öffentlichen wie privaten Wohnungsbaus, sondern man streitet erbittert über die Zukunft von Molkenmarkt und Bauakademie. Diese paar Quadratmeter historische Innenstadt stehen zwar kaum auf Platz 1 der Liste mit den drängendsten Problemen Berlins, doch sie geben das am besten gepflegte Schlachtfeld ab.

Ein Jahr später

Jan Friedrich

bittet bei allen Nicht-Berlinern um Verständnis dafür, dass es diese Woche an dieser Stelle ein Berliner Thema sein muss



Entwürfe für die neue Stadt

Text **Leonardo Costadura**

Eine Tagung der Fondazione Giovanni Michelucci in Fiesole eröffnete Hoffnungsräume für eine schönere und sozialere Stadt.

Wer Übertourismus hautnah erleben will, sollte nach Florenz fahren. Alle Welt fährt nach Florenz: Die für vormoderne Verhältnisse riesige Altstadt ist Tag und Nacht maßlos überfüllt. Dass dieses Schicksal ausgerechnet Florenz ereilt, ist mit Sicherheit kein Zufall. Denn das Antlitz dieser Stadt ist über Jahrhunderte hinweg entlang harter wirtschaftlicher und politischer Kämpfe gestaltet worden, in der Reibung konkurrierender und widerstreitender Kräfte. Die freigesetzte Energie entfaltete sich aber innerhalb der Stadtgemeinschaft, entweder als Ausdruck von Bürgerstolz oder von aristokratischer Wettstreitmentalität.

Heute ist die Altstadt von Florenz ein Freilichtmuseum. Der Begriff der Stadtgemeinschaft musste gleichsam zusammen mit den Bewohnern ausziehen – beide haben sich im Gürtel jenseits der Mauern angesiedelt. Dass die konsumistische Stadt über kurz oder lang für alle unbewohnbar und unerträglich werden würde, kündigte der Architekt Giovanni Michelucci schon in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in einem Aufsatz an, der in der von ihm gegründeten Zeitschrift „La Nuova Città“ gedruckt wurde.

1891 im nahen Pistoia geboren, verbrachte Michelucci fast sein ganzes Leben in Florenz und drückte ihr mit dem Hauptbahnhof von 1935 seinen Stempel auf. Es mache keinen Sinn, über die Kunst der Altstädte zu reden, wenn die Ordnungsvorstellungen der Reichen Ausgrenzung und infolgedessen Gewalt erzeugten, schrieb Michelucci. Gerade als Architekt müsse man stattdessen an die Armen, die Verrückten, die Eingesperrten denken, an die Obdachlosen und Alten, an die Sinti und Roma, vulgo: die Schwachen und Ausgegrenzten.

In den letzten zwei Jahrzehnten seines fast hundertjährigen Lebens kümmerte sich Michelucci hauptsächlich darum, eine Stiftung aufzubauen, die die sozialen Fragen der Stadt beforscht, mit besonderem Augenmerk auf Gefängnissen, Schulen und Krankenhäusern. 1982

wurde die Fondazione Michelucci gegründet. Ihr vierzigster Geburtstag wurde in diesem Jahr mit einem „Festival der neuen Stadt“ begangen. An drei Tagen im September kamen im Stadtsaal von Fiesole – dem auf dem Hügel nördlich von Florenz gelegenen Juwel – Architekten, Forscherinnen und Kommunalpolitiker zusammen, um Entwürfe einer sozialeren, schöneren, besseren Stadt auszutauschen.

Die städtische soziale Frage schlechthin sei heute wieder die Wohnungsfrage, sagte der Mailänder Soziologe Agostino Petrillo. Seit ihrer Entstehung Ende des 19. Jahrhunderts sei sie nie wirklich beantwortet worden und sei heute virulenter denn je. Gerade weil Italien gedacht hatte, dieses Problem mit flächendeckendem Hauseigentum gelöst zu haben, habe es die Krise der Subprimes von 2008 und die damit verbundene schlagartige Verarmung einer ganzen Bevölkerungsschicht besonders hart getroffen. Mittlerweile befänden sich zwischen 15 und 20 von insgesamt 65 Millionen Italienern in ernststen ökonomischen Schwierigkeiten.

Eine Antwort auf die Verteilungskämpfe des Wohnungsmarkts stellte der Turiner Architekt Matteo Robiglio mit seinem Projekt „Homers“ vor. Dieses 2014 gegründete Unternehmen will mit Cohousing das Problem eines Angebots ohne Nachfrage und einer Nachfrage ohne Angebot umgehen: Planer und zukünftige Bewohner sollen von Anfang an in Kontakt miteinander stehen, um über Baumaterialien, Grundrisse, Finanzierung etc. zu sprechen. In Turin wurde schon ein Projekt fertiggestellt, ein zweites ist im Entstehen begriffen. Viele weitere, auch in den süditalienischen Regionen Apulien und Sizilien, sind in Planung.

Ein Höhepunkt der sowohl vor Ort als auch im Streaming gut besuchten Tagung war der Vortrag von Raul Pantaleo, der über seine Arbeit mit dem Arzt und humanitären Aktivistin Gino Strada in Subsahara-Afrika berichtete. Strada hatte ihn und seine Kollegen für den Bau eines Kinderkrankenhauses im sudanesischen Nyala mit einfachen, aber effektvollen Worten beauftragt: „Baut ein skandalös schönes Krankenhaus!“ Die Art und Weise, wie internationale Organisationen in jenen Breiten Krankenhäuser oder Flüchtlingsunterkünfte bauen, bezeichnete Pantaleo als eine Ingenieurisierung des Schmerzes: Es sei